

Der Zauberberg

Über das bolivianische Städtchen Potosí erhebt sich ein Berg, der einmal zu den reichsten der Welt gehörte. Der Cerro Rico ist zu gleichen Teilen Schatzkammer und Massengrab. Warum lassen sich Menschen auf ihn ein?

von Maja Schirrlé

Quarzstaub hat das Weiß seiner Augen gelb gefärbt. Sie sind durchzogen von geplatzten Äderchen und schauen immer etwas scheu und glasig. Er ist ein junger Mann, der nicht lacht. Hat dunkle Haut und ist doch blass, die Mundwinkel hängen. Sein Name ist Elias, doch alle nennen ihn Payaso. An Wochenenden tritt er auf Geburtstagen als Clown auf. Daher sein Name. „Payaso“ bedeutet übersetzt „Clown“. Alle hier tragen Spitznamen. Niemand geht mit seinem Geburtsnamen in die Minen. An den Eingängen haben sie Hütten errichtet, die zu niedrig sind, um darin zu stehen. Ihre Türen sind mit Blut beschmiert, damit der Tod an ihnen vorbeizieht. Wie im zweiten Buch der Bibel, in dem die Israeliten ihre Türen mit Lammblood markierten, um der zehnten Plage zu entgehen. Auf den Wellblechdächern liegen Lama-Felle. Opfertgaben an die Pachamama, die Mutter Erde, die das Leben der Minenarbeiter von Leid und Unglück verschonen möge. Wenn sich Elias in einer dieser Hütten die Alltagskleidung abstreift, streift er ab, wer er draußen ist. Jedes Problem, jeden Gedanken. Die tun im Berg nichts zur Sache. Sobald er in die Gummistiefel schlüpft, sich den Helm mit der Kopflampe aufsetzt, ist er Payaso. Bereit für seine Schicht in der gefährlichsten Silbermine der Welt.

Er ist einer von elftausend Minenarbeitern im Cerro Rico. Ein Berg mit mehr als fünfhundert Eingängen, die in ein Labyrinth aus zwanzigtausend Tunneln leiten. Er liegt im Süden Boliviens. Für die Indigenen ist der Cerro Rico ein Heiligtum wie die Sonne, wie der Mond. Für die Welt ist er eine Schatzkammer voller Zinn, Blei und Silber. 1545 befahlen die spanischen Kolonialherren den Abbau. Zwangsarbeiter borgen unendliche Reichtümer und doch sind die, die am Fuß des Berges lebten, arm geblieben. Vielleicht sogar ärmer als zuvor. Sie wurden ihrer Brüder und Väter beraubt. Der Berg ging als Menschenfresser in die Geschichte ein. Ungesicherte Schächte, verpatzte Sprengungen, giftige Gase, einstürzende Tunnel. Es gibt unzählige Arten im Cerro Rico umzukommen. Heute sterben immer noch Menschen. Die Lungen voller Quarzstaub liegen sie in den Krankenhäusern Potosís. Das Städtchen sieht nicht aus, als sei es an einer Schatzkammer gebaut. Unverputzte Häuser, Busse, die sich schwarz qualmend die Hänge hinauf quälen. Allein die Kolonialmacht hat dieser Berg reich gemacht. Wie reich, das beschrieb der Schriftsteller Eduardo Galeano in seinem Werk „Die offenen Adern Lateinamerikas“. Aus dem geförderten Silber, so schrieb er, hätte man eine Brücke von Potosí nach Madrid bauen können — und aus den Knochen der Toten eine zweite zurück.

Das ist die große Geschichte eines Berges, der Glück und Unglück, Reichtum und Armut, Leben und Tod gleichzeitig verspricht. Der selbst nur noch Gerippe ist und dennoch bis heute abertausende Arbeiter in sein Inneres lockt. Sie betreten die Minen mit dem Bewusstsein, dass der Cerro Rico sie umbringen könnte. Und gehen trotzdem hinein.

Eine Gruppe aus zehn Männern lehnt lässig am Eingang der Mine Rosario. Ihre Haut und ihre Kleidung sind orange-braun vom Minenstaub gefärbt, jeder von ihnen hat sich ein Dosenbier aufgerissen. Immer wenn jemand hinein- oder hinausgeht, jubeln sie. Sie wollen die anderen auflockern. Mit schlechter Laune ließe sich die harte Arbeit nicht aushalten. Mineros sind ausgelassen, scherzen und ziehen sich gegenseitig auf. Diese zehn haben ihre Schicht hinter sich. Payaso beobachtet sie und kramt nach seinen Kokablättern. Die unterdrücken Hunger, Durst und Müdigkeit und steigern die Konzentration. Außerdem glauben die Minenarbeiter, dass Kokablätter filtern. Beim Atmen in der Mine soll der Quarzstaub an den Blättern hängen bleiben, während die gefilterte Luft in die Lunge strömt. Ein Irrglaube, der viele dazu verleitet, keine Atemschutzmaske zu tragen – auch Payaso.

Geduldig entfernt er einem Blatt nach dem anderen den Stiel und stopft sie sich in die Backe. Er macht das so lange, bis sich eine kinderfaustgroße Kugel aus seiner Wange beult. Er ist 23 und arbeitet seit drei Jahren im Cerro Rico. Studieren wollte er nicht, daheim auf dem Land langweilte er sich, blieb noch die Arbeit in den Minen. Die Einarbeitungszeit dauert wenige Tage. Die Kumpel zeigen die Arbeitswege, wie man einen Druckluftbohrer hält und welches Mineral man vor sich hat – wobei sie sich da nie einig sind. Werte, an denen man draußen einen Menschen messen würde, gibt es hier nicht. Im Berg sind alle gleich. Überleben ist Glück, der Rest Knochenarbeit. Seit vier Wochen ist Payaso Teil der Gruppe *Los Coyotes*, übersetzt „Die Kojoten“. So eine Minenarbeiter-Gruppe kann aus mehr als hundert Mann bestehen. *Los Coyotes* allerdings sind nur vier. Der Älteste heißt Coyote, Chef und Namensgeber der Gruppe. Dann sind da noch die zwei Brüder Cartero und Moses, und das Nesthäkchen Payaso.

Seine Hose ist durchlöchert. Darunter trägt er deshalb nochmal eine Hose. „Der Junge hat keine Frau und keine Freundin. Also niemanden, der seine Hosen flickt“, sagt Coyote und lacht. Payaso sagt nichts. Daheim isst er nur Instant-Nudeln, weil er nicht weiß, wie man kocht. Auch nicht, wie man Hosen flickt. Für Ausrüstung und Kleidung ist jeder selbst verantwortlich. Stiefel, Helm, Kopflampe und Arbeitshosen haben sie aus eigener Tasche bezahlt. Alles ist in einem ramponierten Zustand. Als Arbeits-Shirt trägt Payaso ein gefälschtes Trikot des FC Barcelona. Einer der teuersten Fußballvereine der Welt. Deren Spieler verdienen in einer Saison Millionen und geben sie für Bling Bling aus. Schmuckstücke, Elektrogeräte, Autos – für all das braucht es Rohstoffe aus Minen, für all das riskiert Payaso fünfmal die Woche sein Leben. Er rafft sich auf, stopft die Plastiktüte voller Kokablätter in seinen durchlöchernten Rucksack und verschwindet im schwarzen Schlund des Berges. Die

Minenarbeiter am Eingang johlen Beifall. Wenige Minuten später folgen ihm die Brüder Cartero und Moses. Als letztes geht Coyote in die Mine. Er hat zwei Sixer Bier unter den Arm geklemmt. Es ist schließlich Freitag.

Coyotes Schritte schmatzen unter den Sohlen. Am Boden ist eine Schiene verlegt. Auf ihr rollen Kipploren – eiserne Wagen, die die Männer mit einer Tonne Gestein beladen und dann mit aller Kraft aus dem Berg schieben. Dazwischen steht knöcheltief der Schlamm. Die Arbeiter am Eingang rufen „Echo, Echo!“ in den Tunnel. Noch hört Coyote sie. Doch ihre Rufe schallen nicht zurück, der Menschenfresser Cerro Rico hat ihre Stimmen verschluckt. Coyote geht weiter Richtung Dunkelheit. Seine Kopflampe wirft einen zarten Lichtstrahl, die Luft schwirrt vor Staub. Schon bald verschwinden die Eukalyptus-Balken, die die ersten Meter der Mine stützen. Die meisten knarzen bereits unter dem Gewicht des Berges. Dennoch sind sie das Einzige, das so etwas wie Stabilität verspricht, das Einzige, das den Tunnel stützt. Danach kommen nur noch nackte Erdwände. So muss es in einem Maulwurfsbau aussehen. Mit einem Unterschied: An den Wänden verlaufen Schläuche, durch die Druckluft für Bohrmaschinen zischt. Mal öffnet sich der Tunnel auf zwei Meter Höhe, gleich darauf schrumpft er um die Hälfte und Coyote muss auf den Knien robben. Die Decke ist dann so nah, dass er die orangenen Adern und Risse erkennen kann, die sie durchziehen. Wahrscheinlich Arsensulfide. Sie zeigen, dass er sich in einer mineralreichen Zone befindet, sind selbst allerdings hochgiftig. Hinter jeder Windung gibt Coyote Lichtzeichen an Mineros, die ihm mit Loren entgegenkommen. Oft ist der Tunnel so eng, dass es kein Ausweichen gibt. Coyote schwenkt seinen Kopf von links nach rechts und mit ihm die Kopflampe. Das bedeutet „Vorsicht! Hier bin ich!“ Ob das etwas bringt? Wenn eine Lore erstmal rollt, ist sie kaum zu stoppen. Ein Donnern kündigt sie an. Coyote drückt sich an die Wand. Schon rauscht die Lore vorbei, zwei Arbeiter klammern daran und schießen in das Schwarz, aus dem Coyote gerade kommt.

Er ist ein Mann, der nicht viel spricht. Wenn er etwas sagt, ist er schwer zu verstehen, weil er den Mund voller Kokablätter hat. Je tiefer er in den Berg geht, desto heißer wird es. Sein Gesicht ist voller Schweißperlen, fällt das Licht der Kopflampen auf ihn, glitzert es wie die Staubwelt um ihn herum. Wie die Mineralien, die an den Wänden schimmern und funkeln. Seine Haut ist großporig, die Hände geschwollen. Ein rauer Typ, dessen Stimme sanft wird, wenn er von seiner Frau erzählt. Ihr Name ist Olga. Sie hätten sich in Yacuíba kennengelernt, nahe der argentinischen Grenze. Ihr Haar sei schwarz und ihre Augen hätten die Farbe von Kaffee, sagt er. „Ich habe mich in ihr Sein verliebt“, sagt Coyote. „Sie versteht mich und warum ich hier arbeite.“ Mit achtzehn Jahren habe er in der Mine angefangen. Heute ist er fünfundvierzig. Das könnten seine letzten fünf Jahre sein. Im Durchschnitt wird hier keiner älter als fünfzig. Selbst wenn man all die Gefahren wie giftige Gase und ungesicherte Schächte überlebt, bleibt immer noch der Feinstaub. Staublungen sind nicht heilbar. Coyote ist dreifacher Familienvater. Er verdient

zwischen 130 und 160 Euro die Woche – abhängig davon, wie viel seine Gruppe aus dem Berg karrt. Für die Region Potosí ein sehr gutes Gehalt. Sie zählt zu den ärmsten Gegenden Boliviens. Viele verdienen ihr Geld als Straßenverkäufer oder sind Selbstversorger und liegen damit weit unter dem gesetzlichen Mindestlohn von umgerechnet 405 Euro im Monat. Coyote hingegen verdient genug, dass seine Söhne nicht in die Mine müssen. Doch was wird ihnen übrigbleiben, wenn ihr Vater vielleicht bald nicht mehr ist?

Bis sieben Uhr abends möchte er heute in der Mine sein. Mit einem Druckluftbohrer will er hundertzwanzig Zentimeter tiefe Löcher in eine Steinwand bohren. Montag wird er die Bohrungen mit Dynamit beladen und die Wand sprengen. Fünfhundert Explosionen erschüttern den Cerro Rico täglich. Viertausendachthundert Meter ist er hoch. Doch wie lange noch? Laut dem bolivianischen Bergbauministerium gibt es am Cerro Rico 148 Einsturzstellen. Sieben davon bedrohen die Stabilität der Hauptstollen. Experten warnen, dass der Gipfel jederzeit kollabieren könnte. Die Arbeiter wissen das und sprengen trotzdem weiter. Natürlich spielt Geld eine Rolle. Wer nicht sprengt, verdient nicht. Doch das ist nicht der einzige Grund. Im Berg können sie tun, was sie wollen. Sich besaufen und verbrüdern. Die Mineros haben eine eigene Welt geschaffen. Ein Versteck vor der Außenwelt und ihrer Ordnung. Hier gibt es keine Politiker, keine Polizisten, keine Familie, niemanden, der ihnen etwas vorschreiben würde – das heißt, fast niemanden.

Der Teufel, der vor ihm sitzt, heißt Jorge. Eine Tonfigur mit roten Augen und schwarzen Lippen, etwa hüfthoch. Die Minenarbeiter nennen ihn nicht Teufel, sondern tío – Onkel. Sie wollen ihn nicht verärgern. In allen bolivianischen Minen gibt es eine Figur des tíos. Im Glauben der Minenarbeiter ist er der Herrscher der Unterwelt. Sie bringen ihm Opfergaben und bitten um Schutz. Tío Jorge ist bedeckt von Luftschnaken, Konfetti und Kokablättern, auf seinen Händen stehen Bierdosen. Unter all den Gaben ist er kaum zu sehen. Coyote kramt in seinem Rucksack, holt 96-prozentigen Alkohol hervor. Er schüttet dem tío Alkohol in den Mund und auf die Hände. Dann nimmt er selbst einen Schluck, kniet nieder und flüstert: „Bitte mach, dass mir nichts passiert.“ Als letztes steckt er dem tío zwei Zigaretten in den Mund und zündet sie an. Dann geht er weiter in die pechschwarze Dunkelheit der Mine und hofft, dass der Herrscher der Unterwelt es heute gut mit ihm meint.

Im Cerro Rico bestimmt Aberglaube das Leben. In dieser Gegenwelt, in der nichts kontrollierbar scheint und die Tunnel über einem jederzeit zusammenstürzen können, haben die Menschen Regeln geschaffen, die ihnen das Gefühl geben, ihr Schicksal in der Hand zu haben. Wer sich an sie hält, lebt. Regel Nummer 1: Frauen sind im Inneren des Berges verboten. Denn der Berg selbst ist eine Frau, und wenn Frauen darin etwas berühren, verschwinden die Erzadern. Regel Nummer 2: Knoblauch essen ist verboten, denn der tío kann den Gestank nicht ausstehen. Regel Nummer 3: Schmecken deine Kokablätter vor der Schicht bitter, geh nicht in die Mine. Sie wollen dich warnen – du könntest sterben. Nicht alle Mineros nehmen die Regeln zu

ernst. Vereinzelt arbeiten deshalb auch Frauen im Cerro Rico. Und wenn sie an die richtigen Minenarbeiter gerät, kann auch eine Reporterin Einlass finden. Die Regeln komplett zu ignorieren, scheint trotzdem nicht möglich. Einmal, erzählt Coyote, sei er trotz bitterer Kokablätter zur Arbeit gegangen. Er sei einen Hang hinabgestürzt. Die Kumpel mussten ihn in einer Lore aus dem Berg schieben. Das ist das Tückische an der Minenarbeit. Wie viel Erfahrung einer auch haben mag, das macht das Geröll unter seinen Füßen nicht fester. Es rutscht einfach weg.

Das Aufeinandertreffen

Die Steinwand ragt fast senkrecht vor ihm auf und windet sich spiralförmig nach oben. Coyote macht sich an den Aufstieg. Er kann sich dabei an nichts festhalten. Da sind nur Geröll, Sand, kleine Steine – nichts davon gibt Halt. Unter dem einen Arm hat er die zwei Sixer Bier geklemmt, mit dem anderen stützt er sich. Er klettert nicht, er kriecht nach oben. Seine Finger greifen in Sand, der sich zugleich feucht und trocken anfühlt. Das Innere des Cerro Ricos steht im ständigen Widerspruch mit sich selbst. Es ist schwarz und voll bunter Mineralien, heiß und kalt. Coyote streckt sich, um sich an einem Steinbrocken hochzuziehen. Doch als er ihn berührt, rutscht auch der ab. Coyote schreit: „Payaaasooooo!“

Plötzlich fließen Gestein und Sand die Wand hinab. Ein Sturzbach aus Geröll. Payaso hat ihn losgetreten und gleitet darauf herunter zu Coyote. Seine glasigen Augen blicken ihn an. Ohne etwas zu sagen, nimmt er Coyote die Sixer ab und macht sich an den Aufstieg. Coyote, der nun beide Hände frei hat, folgt ihm. Am Ende der Steilwand eröffnet sich eine Ebene. Sie ist breit und flach, eine Art Felsvorsprung, auf den sie sich zurückziehen. Dort sitzen sie nun nebeneinander und beobachten den nicht abreißen wollenden Strom aus Gestein, den es die Wand herunterspült. Mal schwillt er an und große Brocken kommen herunter. Mal flacht er ab und ist nur noch Sand. Minuten über Minuten. Ist das normal? „Nein“, sagt Payaso. „Eigentlich ist es noch schlimmer.“ Im Berg knarzt und knackt es. Ruhig beobachtet Payaso den Fluss aus Gestein, der gerade wieder reißender geworden ist, als würde er gleich etwas Großes anschwemmen. Es sind die Brüder Cartero und Moses.

Sie setzen sich zu ihnen. Coyote reicht jedem ein Dosenbier. Die Männer reißen es auf, schütten den ersten Schluck neben sich, als Opfergabe an die Pachamama, trinken und reden. „Viele in meinem Alter beginnen ein Studium und finden dann doch keine Arbeit“, sagt Moses. Am Ende landen auch Anwälte und Ingenieure in der Mine. Warum also studieren?

Die Frage ist begründet. Zwar ist die Arbeitslosenquote auf einem Rekordtief von 2,2 Prozent. Gleichzeitig ist Bolivien das Land mit dem größten informellen Sektor weltweit. Er umfasst alle Arbeiten, die weder registriert noch besteuert werden, also unter der Hand laufen. Etwa Taxifahren oder Autos putzen. Beschäftigungen ohne

Arbeitsvertrag, ohne Mindestlohn, ohne Kündigungsschutz. Etwa 84 Prozent der Bevölkerung arbeiten so. Und das, obwohl immer mehr Schulabgänger ein Studium anstreben. Erst arbeiten sie nebenbei, dann studieren sie nebenbei. Im Jahr 2018 schafften nur 27 Prozent der Studenten den Abschluss. Doch dieser garantiert keine Anstellung in ihrem Fachbereich. Das nennt sich Bildungsparadox – ein höheres Bildungsniveau führt in Bolivien nicht automatisch zu einer besseren Beschäftigung. Die meisten bleiben in ihrem Nebenjob hängen.

„Ich bin stolz darauf, Minero zu sein“, sagt Moses. Neben der Minenarbeit hat er gerade seinen Schulabschluss nachgeholt. In wenigen Wochen wird er vierundzwanzig. Sein Gesicht ist symmetrisch, die Lippen voll, die Augen mandelförmig. Seit er sechzehn ist, arbeitet er in den Minen des Cerro Ricos. Es war der Wunsch seines Vaters, der selbst achtzehn Jahre als Minero arbeitete. Wie geht es dem Vater heute? „Er ist tot“, sagt Cartero. „Staublunge. Es ist schmerzhaft, seinen Vater zu verlieren, aber die Arbeit lenkt ab.“

In der Mine reden sie nie über Familie. Zu gefährlich. Ist man hier im Kopf nicht bei der Sache, kann das tödlich enden. Inzwischen haben sich die Brüder Cartero und Moses sogar draußen abgewöhnt, über Familie oder Sorgen zu sprechen. Sie reden immer nur über den Cerro Rico. Ob sie beim bisherigen Tunnel bleiben wollen oder einen neuen sprengen. Und wie viel Ertrag das wohl abwerfen würde. Fragt man Cartero, was er an seinem Bruder schätzt, dann sagt er: „Er ist ein guter Arbeiter.“

Die beiden leben mit Frau und Kind im Haus ihrer Mutter. Das ist in Bolivien so üblich. Sie haben noch einen jüngeren Bruder. Der ist gerade im Militärdienst. Wenn er damit fertig ist, wird er vielleicht an die Universität gehen oder zurück in die Mine. „Kommt darauf an, ob er bis dahin schon eine Frau geschwängert hat“, sagt Cartero. Payaso grinst. Er ist der einzige Kinderlose. Die anderen verarschen ihn deshalb und sagen, er schieße nur mit Platzpatronen. Ihm ist das egal. Cartero sei doch selbst erst seit einem Jahr Vater.

Cartero ist achtundzwanzig und hat einen kleinen Sohn. Für ihn arbeitet er hier, sagt er. Von Montag bis Freitag ist er im Cerro Rico und kommt nur zum Schlafen nach Hause. Mit seiner Frau redet er in diesen Tagen fast nichts. Samstag geht er nachmittags zum Berg, um sein Gehalt abzuholen. Dann kommen die Lastwagen der Raffinerien, wiegen und kaufen ab. Rohstoffe wie Zinn oder Silber landen zuerst bei Zwischenhändlern, dann auf dem Weltmarkt, in China, Südkorea und Japan, und letztendlich in Elektrogeräten. Mit einem Exportwert von 2,88 Milliarden US-Dollar ist die Region um den Cerro Rico die exportstärkste Boliviens. Doch zu welchem Preis? Gewinne werden nicht in Maschinen oder Arbeitsschutz investiert, sondern versickern in Privatausgaben. Kranke und verletzte Minenarbeiter verursachen hohe Kosten im Gesundheitssystem. Die wenigsten von ihnen sind krankenversichert. Letztendlich zahlt der bolivianische Staat, der unter dem sozialistischen Präsidenten

Evo Morales medizinische Grundversorgung als Menschenrecht gesetzlich verankerte. Schwermetalle aus dem Berg vergiften das eigene Grundwasser und verhindern den Ausbau anderer Wirtschaftszweige wie beispielsweise Landwirtschaft. Wer seine Zukunft nicht im Bergbau sieht, dem bleibt beinahe keine Wahl als abzuwandern. Junge Menschen und Fachkräfte zieht es in andere Städte. Das Leben in Potosí kreist um den Cerro Rico. Nur Sonntag bleiben die Arbeiter der Mine fern. Dann geht Cartero mit seiner Familie auf die *Feria*, einen Markt. Einkaufen, vielleicht etwas essen. Das ist sein Alltag seit zwölf Jahren. Er nimmt einen letzten Schluck vom warmen Bier und schleudert die leere Dose beiseite. Zeit zu arbeiten.

Coyote, Moses und Catero lassen sich vom Felsvorsprung hinabgleiten. Nach wenigen Minuten sind sie zurück und ziehen einen Druckluftschlauch hinter sich her. Sie klettern über den Felsvorsprung in einen Tunnel, der gerade so hoch ist, dass sie darin stehen können. Dann verbinden sie einen Bohrer mit dem Schlauch, setzen ihn am Stein an und beginnen. Der Lärm ist ohrenbetäubend. Eine Welle weißer Staub schießt ihnen entgegen. Er kriecht in ihre Augen, umhüllt ihre Körper. Payaso, der noch immer auf dem Felsvorsprung sitzt, erhebt sich und greift nach einer Schaufel. Obwohl die noch nicht alt ist, sieht sie komplett verrostet aus. Sie hat die orangefarbenen Töne des Cerro Ricos angenommen.

Inzwischen strömen Unmengen an Geröll und Sand aus dem Tunnel. Payaso drückt sein linkes Bein an die linke Tunnelwand, sein Rechtes an die Rechte. Breitbeinig, fast im Spagat, steht er nun da und schaufelt das Geröll durch seine Beine hindurch in die Tiefe. Er atmet schwer, seine Nasenlöcher sind weiß vor Staub. Schweißtropfen fließen sein Gesicht herunter. Ab und zu macht er eine Pause, richtet seinen Helm, wischt den Schweiß ab und geht einen Schritt nach vorne, um besser an das Geröll zu kommen. Die Minenarbeit im Cerro Rico ist keine Schatzsuche. Sie ist ein stetiges Abtragen und Aushöhlen.

Der Druckluftschlauch neben ihm vibriert und zischt. Kopfgroße Steinbrocken donnern auf Payaso zu. Mit der Schaufel lenkt er sie durch seine Beine. Die Luft ist dick und flimmert vor Staub. Payaso greift in seine Hosentasche, holt eine Atemschutzmaske hervor und bindet sie einhändig um seinen Hals. Dort baumelt sie nun. Er zieht sie nicht über. Feinstaub zu atmen, schmerzt nicht. Von oben schreien sie etwas zu Payaso herunter. Doch nur Wortfetzen kommen an. Es ist zu laut. Plötzlich stoppt der Lärm. Der Gesteinsfluss wird wieder reißender, spült Coyote, Cartero und Moses an. Sie sehen aus wie Gespenster. Auf ihrer Kleidung und ihren Gesichtern ist eine dicke Schicht aus weißem Staub. Die Brüder sind kaum auseinanderzuhalten. Mit der flachen Hand klopfen sie Staub von ihren Jacken. Coyote wischt ihn sich mit den Fingern aus den Augen. „Wir müssen runter“, sagt er. Weiter unten gibt es eine kleine Höhle, in der die Männer Wechselklamotten und etwas Wasser haben. Da wollen sie nun hin.

Nach unten geht es jetzt nicht mehr so einfach. Der Gesteinsfluss hat alles mitgerissen. Die Wand ist nun glatt wie eine Rutsche. Coyote geht voran. Er steht seitlich. Das linke Bein hat er ausgestreckt, das Rechte angewinkelt. In dieser Haltung lässt er sich zwei Meter hinabgleiten, presst dann seinen linken Fuß fest gegen die Wand, um zu bremsen. Cartero folgt ihm in derselben Haltung und stoppt an Coyotes rechten Stiefel. Moses und Payaso kommen nach. Stiefel an Stiefel bilden sie eine Viererkette. Nach wenigen Minuten sind sie unten.

In der Höhle

Die Höhle ist etwa drei Meter breit und zwei hoch. In ihr liegen Zeitungen und Bierdosen. Payaso hängt sein schweißgetränktes Trikot an eine Leine und nimmt sich ein anderes mit schwarzen und weißen Streifen. Cartero hat sich unterdessen auf einen großen Stein gelegt, als wäre der ein Sofa. Er liegt da wie die alten Römer, die sich mit Trauben füttern ließen, nur dass sich Cartero anstelle von Trauben Kokablätter in den Mund stopft. Neben ihm sitzen Moses und Coyote. Die beiden husten Staub und spucken. Moses greift nach einer Cola-Flasche, gefüllt mit Wasser. Er schüttet sich etwas in die Hand, spült seinen Mund aus und reibt sich das Wasser übers Gesicht. Coyote nimmt sich ein Messer. Er zieht die Zwölf-Zentimeter-Klinge über Augen und Brauen, streift so den Staub ab. Dann zündet er sich eine Zigarette an.

Denkst du, du wirst für immer hier arbeiten, Coyote? „Für immer? Niemand kann für immer hier arbeiten“, antwortet er. „Wir atmen jeden Tag Staub. Wenn du erstmal fünfzig, sechzig Prozent Silikose hast, kannst du nicht mehr zurückkommen.“ Silikose, das ist der medizinische Begriff für Quarzstaublunge. Wer einen Wert von fünfzig Prozent hat, dessen Lunge hat die Hälfte ihrer Leistungsfähigkeit verloren. Manche der *Coyotes* haben es deshalb schon mit anderen Jobs probiert. „Ich habe eine Zeit lang auf einer Baustelle gearbeitet“, sagt Cartero. „Als Bauarbeiter müsse man den ganzen Tag in der Sonne schuften und warte nur auf die Pause. Der Vorarbeiter kommandiere herum, mach dies, mach das! „Hier drinnen schaut niemand auf die Uhr“, sagt er. „Wir kennen uns seit langer Zeit, wissen, was zu tun ist. Niemand gibt Befehle.“ Moses sieht seinen Bruder an und nickt. Coyote schnippt seine Zigarette mit Zeigefinger und Daumen aus, betrachtet den Stummel und sagt ohne aufzublicken: „Er hat Recht. Man vermisst die Mine.“ Er habe auch einmal auf dem Bau gearbeitet, aber konnte sich nicht daran gewöhnen. „Im Cerro Rico sind wir Brüder. Wir teilen, wir scherzen, wir bohren, wir trinken. Wir bleiben, solange wir wollen. Jeder entscheidet für sich selbst.“ Also fühlst du dich hier drin frei, Coyote? „Ja“, sagt er sofort. Payaso stimmt zu. „Hier zu arbeiten, macht mich glücklich“, sagt er. „Ich scherze mit meinen Freunden, die Tage vergehen schnell, ich Sorge mich um nichts.“

Als sie die Mine Rosario verlassen, steht die Sonne tief. Sie wissen nicht, wie viele Stunden vergangen sind und es ist ihnen auch egal. Wo sie herkommen, gibt es

keine Zeit. Dort zwischen Schläuchen und krachen Balken. Sie haben sich so an die Dunkelheit gewöhnt, dass es keine Erlösung ist, zurück ins Licht zu treten. Das also sind *Los Coyotes*. Coyote, der vielleicht noch fünf Jahre hat und hofft, dass seine Söhne ihm niemals in die Mine folgen. Cartero, der als Jugendlicher Mechaniker werden wollte und wie sein Vater Minero wurde. Moses, der, wenn er erschöpft und verzweifelt ist, an seine Mutter denkt und all seinen Mut aus ihrer Liebe zieht. Und Payaso, der sich auf seinem Arm in geschwungenen Buchstaben „Elias“ tätowiert hat. Um nicht zu vergessen, wer er draußen ist.